



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

# Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

---

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Sieck und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

---

Neunter Jahrgang.

Fünfzehnter Band.

---

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1854.

## Genien der deutschen Poesie.

### 2. Bürger.

Bürger, der Sohn eines Landpredigers, wurde in seiner ersten Erziehung verwahrloset. Sein Vater war ein ehrlicher, trockener Mann, der sich nicht gern aus seiner Behaglichkeit ausschrecken ließ; seine Mutter von großen Anlagen, aber ohne Bildung und Adel der Seele. Der Knabe verwilberte, mochte nichts lernen und folgte nur dem frühzeitig erwachten Triebe zur Dichtkunst.

Schon damals heimelte ihn das Grausen der Dämmerung, des Mondenscheines oder des dunkeln Waldes an und bildete den romantischen Grundzug seines Dichterglückes aus. Schon im sechszehnten Lebensjahre bezog er die Universität Halle, wo er gegen seine Neigung sich zum Predigtamte vorbereiten sollte. Aber sein feuriger Geist warf die aufgedrungene Arbeit von sich, schwärmte nun in verschiedenen Feldern der Wissenschaft umher und ergab sich, da er des angemessenen Zieles für seine Kraftentwicklung entbehrte, einer zügellosen Lebensweise. Zum Dichter der Liebe geboren, scheint er frühzeitig ihre Verlockungen erfahren zu haben; auch gehörte zu seinen Naturgaben eine gefährliche Herrschaft über die weiblichen Gemüther. Der Mangel an Selbstbezwingung trat hauptsächlich in seiner Neigung zum Trunke hervor. Sein Großvater, von dem er durch den frühzeitigen Tod seines Vaters abhing, ein höchst biederer,<sup>\*)</sup> aber starrsinniger Mann, rief ihn entrüstet von Halle zurück, gestattete ihm jedoch, auf die Göttinger Hochschule zu gehen und sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Er arbeitete in diesem neuen Fache anfangs mit rühmlichem Fleiße, machte sich außerdem mit den vortrefflichsten Dichtern aller Zeiten und Völker bekannt und bildete seine eigene Dichtergabe aus. Schon damals begann er, unter Boje's Einflusse, eine besondere Sorgfalt auf die Reinheit und Schönheit der Sprache zu verwenden. Aber ein Dämon ganz eigener Art

<sup>\*)</sup> Gedicht „bei dem Grabe seines Großvaters“, 1773.

bestimmte ihn, es ebenso leicht mit seinem Leben, als schwer mit seinen Versen zu nehmen. Die Liebe zum Trunke und der Mangel an guter Gesellschaft warfen den Jüngling in seine vorigen Ausschweifungen zurück. Im Zorn darüber zog der Großvater, der ihn jetzt für verloren hielt, seine Hand von ihm ab. Bürger würde hierdurch nur noch tiefer gesunken sein, wenn ihn seine Freunde nicht gehalten hätten. Ihrer günstigen Einwirkung, der Kraft seines emporstrebenden Dichtergeistes und der harten Zucht seines Geschickes hatte er es zu danken, daß er aus dem Schlummer der Sünde erwachte und das Bewußtsein der Menschenwürde wiedersand. Sein Lebenswandel besserte sich; aber seine Schulden begannen eine schwere Nemesis an ihm zu üben. Der Vater Klein, dessen edel und weich geschaffenes Herz der Menschheit Ehre machte, und der dazu geboren schien, emporstrebende Talente als ein neidloser Bewunderer zu unterstützen, erkundigte sich, ohne äußerliche Veranlassung, nach der Lage des Dichters, besuchte ihn und goß ihm, als ein barmherziger Samariter, das lindernde Del in die Wunden. Aber die Kräfte des treuen und großmüthigen Mannes reichten nicht hin, das Elend mit der Wurzel auszurotten. Unter fortwährendem Drucke der Sorgen entsfaltete Bürger die Schwingen seines Genius, die ihn zu einem unvergänglichen Ruhme erheben sollten. Er betrat die rauhe Bahn eines Lebens, in welchem das „wohlerlung'ne Lorbeerreis seine „ganze Ehre und einzige Habe“ sein sollte\*).

Während ihn schon im Lenze der Jahre das Gewicht „des Grams, der verworrenen Leidenschaften und der Sorgen“ niederbeugte, entzündete sich seine Kraft an Shakspeare, an den Griechen, Italiänern und Spaniern, und eine Schaar von reichbegabten, gleichstrebenden Jünglingen, die ihren Mittelpunkt in Göttingen fanden, hörte nicht auf seinen Wetteifer zu erregen. Er fühlte sich unter ihnen als den Adler des Gefanges, der die Anderen nur als kleinere Singvögel gelten ließ. Der jüngere Stolberg erklärte ihn noch in späteren Zeiten für einen der Edelsten im Volke und empfahl ihn der Leitung Gottes, der den Adlern ihren Weg über Wolken zeige. Seinen ersten Dichtungen eignete eine hohe Vollendung der Form und eine sinnliche Frische, die bis dahin keinem unserer neueren Sängers geglückt war. In seiner „Nachtfeier der Venus“ begann er ein

\*) „Für Sie mein Glas und Alles“ [1784?].

Musterbild von musikalischer Fülle und Reinheit der Sprache zu gestalten.

Durch seine Anstellung als Justizbeamter in Alten-Gleichen [1772] wurde er zwar nicht ganz von dem Druck der äußerlichen Verhältnisse befreit; aber er konnte doch wenigstens einen Grund zur Verbesserung derselben legen. Dagegen fühlte sich seine Dichterkrast durch die peinliche Geschäftsthätigkeit, die sein Amt ihm aufnöthigte, immer mehr zurückgedrängt und gebrochen. Er war nahe daran, seine Leier in Stücke zu schlagen, als ihn der Genius der Ballade aus den Dichtungen der Engländer und Schotten, deren Verständniß ihm durch Herder vermittelt wurde, so mächtig anwehte, daß er mit kühnerer Hand in die Saiten fiel, um die anspruchlosen Klänge eines Volksliedes zu dem prachtvollen Tongebäude seiner „Lenore“ fortzubichten. Mitten unter der Wucht seiner Altenstöße empfand er den unwiderstehlichen Drang des inneren Gottes; noch raffelte sein Köcher von goldenen Pfeilen; es wurde ihm groß und weit zu Ruthe, da er sich jetzt in seinem eigentlichsten Elemente bewegte; er fühlte sich durch den Gedanken, ein Dichter des Volkes zu werden, alle Fesseln der Nachahmung abzustreifen und bloß der Natur zu gehorchen, in seinem Selbstbewußtsein unendlich gesteigert. Unter vielen Störungen und bei der großen Treue, womit er den leisesten Anforderungen seines Schönheitsgefühles zu genügen suchte, gedieh das Werk sehr langsam; aber seine Begeisterung erkaltete nicht. Als die löstliche Dichtung vollendet war, hörte er nicht auf, sich voll Entzückens darin zu bespiegeln. „Alle Zungen auf Erden und unter der Erde“, rief er aus, „sollen bekennen, daß ich sei ein Balladen-Abler und kein Anderer neben mir!“ Der Beifall, den diese Dichtung allenthalben und namentlich in den größeren Rassen des Volks fand, war außerordentlich und riß ihn schnell auf die Bahn des Ruhmes.

Dieser Günst des Genius gefellte sich um dieselbe Zeit die Erwerbung eines Lebensgutes, dem unser Dichter den Vorzug vor allen übrigen einräumte. Dem Sänger der Liebe, der noch an seinem Lebensabende die Günst der Frauen für das „Mark aller Wonnen“ erklärte\*), wurde der Besitz eines anmuthigen Weibes zu Theil (September 1774). Er schien jetzt an dem Ziele seiner heißesten Wünsche angelangt zu sein, und eine Zukunft voll rosiger Wonne

\*) „Bellin“ 1791.

that sich vor seinen Blicken auf. Alle geheimnißvollen Zauber der Natur, die er bisher mit achtsam-liebevullem Sinne belauscht hatte, faßten sich jetzt in einer lieblichen Gestalt zusammen, und er sog aus ihren beseligenden Küssen den Athem der unendlichen Lebensfülle, von dem allein das Dichterherz gesunden kann. Er durfte aus der Quelle der ewigen Jugend trinken und in ihre kühlenden Tiefen allen Kummer des irdischen Daseins versenken. Ein unauslöschliches Feuer durchglühte seine Adern und hauchte ihm nie empfundene Kräfte ein. Er schwelgte, vom Wein der Liebe trunken, wie ein Erdengott in Seligkeit \*). Von den weichen Armen, die ihn umschlangen, zum ewigen Gefangenen gemacht, hätte er sich aus ihnen nicht hinweglocken lassen, und wenn er an den Thron des Kaisers oder in ein Paradies gerufen worden wäre. Sein unendlich reizbares und ganz zur Liebe geschaffenes Gemüth, dem der äußerliche Glanz des Lebens vollkommen gleichgültig war, konnte sich in der bescheidenen Stille seiner dürftigen Umgebung zu Wöllmershausen und Appenrode zufriedener, als ein König fühlen, da es ihm vergönnt war, in diesen engen Kreis ein Weltall hineinzuzaubern.

Doch zum unverkümmerten Genuße der Lebensfreuden war unser Dichter nicht geboren, vielmehr hatte ihm das Geschick einen Kelch der bittersten Leiden zugebracht, den er bis zur Hefe ausschürfen sollte. Vor Allem wankte der Grund, auf den seine äußeren Verhältnisse gebaut waren, und die elende Sorge um das tägliche Brod begann sich wie eine giftige Schlange in den Garten seines Paradieses einzuschleichen. Auf eine nichtswürdige Art um die Summe betrogen, die bei seinem Amtsantritte erlegt werden sollte, lange Zeit vergebens auf seinen dürftigen Gehalt wartend und überdies zur Unterstützung einer verwaiseten Familie verpflichtet, brachte er sich durch die unbesonnene Pachtung eines Gutes an den Rand des Unterganges, und weder das Vermögen, das ihm durch Erbschaft zufiel, noch die Einkünfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit wollten, bei dem Heranwachsen seiner Familie, zur Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse ausreichen. Dazu gesellte sich denn sein Widerwille gegen die nichtswürdigen Blaskereien, die mit seinem Amte verbunden waren, und die Störungen, die er hierdurch in der Erfüllung seines eigentlichen Lebensberufes erfuhr. Ueberdies hatte er

\*) „Das neue Leben“, 1774.

beständig mit den elendesten Intriguen zu kämpfen und allen möglichen Verdruß, namentlich von seinem adeligen Herrn, zu erleiden. Da man endlich, unter Beihilfe desselben Schurken, der ihn um die Einlage beim Antritte seines Amtes betrogen hatte, so weit ging, seine Verufstreue zu verdächtigen, und da die elende Hungerstille ihn an Leib und Seele zu Grunde zu richten drohte, so nahm er (1784) seine Entlassung und beschloß, auf der Göttinger Hochschule sein Glück als Lehrer zu versuchen. Heyne, Kästner und Lichtenberg munterten ihn bei diesem gewagten Schritte auf; die ahnungsvolle Treue des alten Gleim rieth ihm davon ab. Er ging nach Göttingen, um dort nach einander die theuersten Güter seines Herzens, um seinen Lebensmuth, sein Selbstvertrauen und beinahe seinen mühselig errungenen Ruhm zu begraben.

Die tiefere Ursache seines Elendes lag jedoch in seinen häuslichen Verhältnissen und in dem furchtbaren Unstern, der über dem Schicksal seines liebeglühenden Herzens wachte. Seine Gattin war ein gutes, edles und sanftes Weib; aber er hatte sie ohne die wahre Reigung, in allgemeiner und unbestimmter Sehnsucht nach dem Besitze eines weiblichen Wesens, gewählt. Als er mit ihr vor den Altar trat, empfand er schon die glühendste Leidenschaft für ihre Schwester Auguste, die damals erst zur Jungfrau erblühte. Aus ihren himmelblauen Augen, aus der Anmuth ihres seelenvollen Lächelns winkte ihm der Schutzgeist seines Lebens zu; er verbot ihm, das verhängnißvolle Jawort auszusprechen und zum Verräther an seinem Heiligthume zu werden. Aber in unmännlicher Feigheit folgte er den Einflüsterungen eines tückischen Dämon und vermählte sich mit dem Tode seines irdischen Glückes. Vom Laumelkelch der neuen Ehe berauscht, vergaß er auf kurze Zeit seines Irrthums, um dann zu desto größerer Verzweiflung zu erwachen.

Das Mädchen, welches mehr als zehn Jahre lang zugleich das Glück und das Elend unseres Dichters war, hatte die Natur so verschwenderisch mit ihren bezauberndsten Gaben ausgestattet, daß Bürger in der Rück Erinnerung an die Vergehungen seiner verbotenen Liebe sich mit dem Gedanken trösten zu können glaubte, die Gottheit werde ihm dieselben um ihres Lieblingswerkes willen verzeihen. „Rosig wie die Morgenstunde, freundlich wie ein Paradies,“ trat ihm die jugendlich-reizende Gestalt entgegen und durchbebt ihn mit allen Wonnen der Anmuth. Der sanfte Blick ihres blauen Auges kün-

digte ein Gemüth von himmlischer Treue, Liebe und Reinheit an. Ohne den Glanz der Schönheit, fesselte ihn die liebliche Bildung des blondgelockten Hauptes durch die frische Jugendröthe ihrer Wangen, durch die süße Fülle ihrer Lippen, durch die Goldseligkeit des Lächelns und den Adel der Mienen. In der kleinen, schlanken, von allen Huldgöttinnen umwobenen Gestalt, schien sich wie eine Blume von unnennbarer Zartheit und wunderbarer Durchsichtigkeit ein Ideal der Engel aufzuschließen. Hier sah er die Verklärung des Himmels in irdischer Form geoffenbart und die sinnliche Lust wie durch den göttlichen Zauber der Reize geheiligt. Aus dem Busen voll Erbarmen, voll Treue und Huld quollen die entzückenden Laute der Sprache und des Gesanges, die den Hörer des Athems beraubten. In dem Elysium ihrer Seele wohnten alle weiblichen Tugenden. Fromme Unschuld, Wahrheit und Güte verbanden sich hier mit der lieblichsten Bescheidenheit und dem anspruchlosesten Sinne für das häusliche Leben. Im Umgange wirkte sie, vollkommen unbewußt, durch alle Zaubereien der Liebe, durch Lächeln, Schmeicheln, Rosen und durch den Wig, den ihr die Güte eingab. In seinen späteren Klage Liedern bezeichnete sie der Dichter als einen Becher, der selbst den Göttern genügen würde, als einen Nestarkelch, der den Strom eines Weltalters versüßen könnte\*). Das glühende Feuer der Leidenschaft, das sie in der Brust des Dichters entzündete, ergriff auch ihr eigenes Herz und durchloderte es mit einer so furchtbaren Kraft, daß sie ohne ihn nicht mehr athmen und leben konnte, daß alle ihre Gedanken und Empfindungen in ihm aufgingen, daß sie mit ihren Armen, wie die Rebe des Weinstocks, ihn umschlungen hielt, daß kein Hohn der Welt im Stande war, sie von ihm zu entfernen.

„Welch ein Sehnen, welch ein Schwachten,  
Wenn sie mich nicht sah und fand!  
Welch ein wonniges Betrachten,  
Wo ich ging und saß und stand!  
Welch ein Säufeln, welch ein Wehen,  
Wenn sie koseud mich umsing,  
Und mit süßem Liebestehen  
Brünstig mir am Halse hing!“ \*\*)

\*) Vgl. „Die Holde, die ich meine,“ August 1776. — „Das Blümchen Bunderhold.“ — „An Molly,“ 1782. — „Die Unvergleichliche,“ 1784? — „Das hohe Lied,“ 1784? — „Verlust,“ 1786? —

\*\*) „Elegie, als Molly sich lodreißen wollte,“ in den Jahren 1776 bis 1783 gedichtet.



In ihrer gränzenlosen Treue kannte die Unglückliche keinen Gedanken auf der Welt mehr, als die Liebe und den Besitz ihres Abgottes \*). Nach seinem eigenen Geständnisse hatte die sinnliche Lust zwar den geringsten Antheil an seiner Leidenschaft; doch „es duftete ihm von dieser himmlischen, seelenvollen Gestalt der Hauch der Sinnlichkeit zu lieblich entgegen“, um nicht auch das glühende Herz verlockend zu durchwehen. Vergebens rang er mit sich selbst, den erwaehenden furchtbaren Sturm der frevelhaften Sehnsucht zu beschwichtigen; vielmehr schien er, auf kurze Zeit bewältigt, nur um so machtvoller sich zu entfesseln. Durch den ungeheueren Kampf an Leib und Seele erkrankt und bis zum Sterben ermattet, beschloß der Dichter, der Stimme seines Gewissens und dem Urtheile der ganzen Welt Troß zu bieten \*\*).

Aber Molly's Frömmigkeit widerstand ihm Jahre lang mit siegreichem Heldenmuth, obgleich seine Sehnsucht zur Wuth eines Löwen ausartete und die Grenzen des Wahnsinnes berührte. Endlich faßte sie den Muth, sich auf immer von ihm loszureißen. Sie trat ihm kühn und entschlossen, wie eine Heldin, entgegen. „Sterben“, rief sie, „oder siegen, heißen Tugend mich und Pflicht!“ Da zerriß ein furchtbarer Schmerz die Seele des Dichters, und unfähig, sich selbst zu beherrschen, ließ er den Schrei der Verzweiflung durch seine Saiten dröhnen. Der ihn bedrohende Verlust steigerte noch den rasenden Dämon seiner Leidenschaft. Wie ein Vulkan entlud er das Feuermeer seiner Blige. Bei dem Gedanken, daß sie einem Glücklicheren zur Beute werden, daß ein anderer Gemahl „in seinem Freudenweine sich zum entzückten Gotte schwelgen“ könnte, erstarrte ihm das Mark in den Gebeinen. Wenn das geschähe, rief er aus, dann würde mich die Wuth zum Verbrecher machen!

„Erd' und Himmel! eine solche  
Sollt' ich nicht mein eigen seh'n!  
Ueber Nattern weg und Wolche  
Könnst' ich suchend nach ihr geh'n!  
Mit der Stimme der Empörung  
Könnst' ich furchtbar: Sie ist mein!  
Gegen alle Mächte schreiu,  
Tempel lieber der Zerstörung,  
Gib' ich ihrer mißte, weih'n!“

\*) Vgl. „Untreue über Alles,“ 1779.

\*\*\*) Vgl. das (1784 entstandene) Gedicht: „Naturrecht“.

Er beschwor sie, um sie wenigstens keinem Anderen zu überliefern, in so rührenden und erschütternden Worten um die Erhaltung ihrer Liebe, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte. Da er in der Stimme seiner Leidenschaft die allgewaltige und unwiderlegliche Sprache der Natur selbst zu vernehmen glaubte, so betrachtete er sie nicht als eine Sünde, sondern als eine schwere, unheilbare Krankheit. Lieber wollte er deshalb diese Krankheit fortwirken lassen, als durch vergebliche Bekämpfung derselben sich und seiner Geliebten einen frühzeitigen Tod bereiten. Er gab ihr zwar das feierliche Versprechen, die um seine Liebe gezogenen Schranken der Pflicht niemals zu überschreiten. Aber der Weg zum Falle und zur Sünde war jetzt noch ebener gebahnt, als vorher. „Wie gegen den Falken die Taube“, sträubte sich die fromme Unschuld umsonst gegen seine flehenden Blicke und schmeichelnden Worte. In verbrecherischer Großmuth verstand sich Bürger's Gattin dazu, sein Weib vor der Welt zu heißen und ihre Rechte insgeheim der Schwester abzutreten. Der schöne Vertrag konnte nicht lange verborgen bleiben; die umherschleichende Fama regte alle finsternen Mächte der Schmähung und des Hohnes gegen den Dichter auf, der sich vergebens durch die Unwiderstehlichkeit der Naturgewalten zu rechtfertigen suchte<sup>\*)</sup>. Endlich schlug den beiden Liebenden — schrecklich genug! — die Erlösungstunde. Dora starb nach langwierigen, jammervollen Leiden einer Krankheit, und Bürger konnte nun (1784) seine Molly an den Altar der Vermählung führen. Er jubelte wie der Dulder Odysseus, da er den Hafen des langersehnten Heimathlandes erreicht hatte. Ein tiefer Friede durchdrang ihn bei dem Gedanken, daß er nun ohne die Qualen des Gewissens in ihren Armen ruhen dürfe. Auch sein äußeres Glück blühte neu auf, und er durfte es zu besessenen hoffen, da seine Gattin mit häuslicher Umsicht darüber wachte. Er wurde ganz sich selbst und seinem Genius wiedergegeben, und ein freudiger Muth beschwingte ihn auf der ehrenvollen Laufbahn, die er im bürgerlichen Leben betreten hatte. Aber die ewige Gerechtigkeit wachte mit furchtbarem Auge über ihm und verlangte unerbittlich ihre Eühne. Der Tod entriß ihm nach kurzem, rechtmäßigem Besitze das einzige Gut seines irdischen Daseins. Von unaussprechlichem Schmerze verzehrt, wurde er der Einzigen rasch in die

\*) „An die kalten Vernünftler“, 1778.

Grust nachgefolgt sein, wenn ihn das treue Vaterherz nicht ermahnt hätte, sich für seine Kinder zu erhalten. Die einzige Quelle des Trostes und der Vergessenheit fand er im Gesange, dem der Harin und die Behmuth eine wunderbare Süßigkeit des Wohllautes einhauchte. Er raffte den letzten Ueberrest seines Geistes zusammen, um die Dahingefchiedene zu verherrlichen und in ihr verklärtes Bild sein blutendes Herz hinabzusetzen. Was nur irgend die Sprache an Reiz und Zauber zu bieten vermag, das verwendete er auf dieses Gewölbe, in welchem er alle Lust und Hoffnung, allen Frieden und Segen seines irdischen Daseins beifetzte. Als die traurig-süße Arbeit vollendet war, spiegelte er sich mit dem Entzücken des Narcissus in seinem eigenen Werke. Wie ein geistiger Adonis, wie das Gesirn Urania's leuchtete es ihm entgegen. Er sah das Lied in seiner Herrlichkeit

„Storreich, wie des Aethers Bogen,  
Weich gesiedert, wie der Schwan,  
Auf des Wohllauts Silberwogen  
Majestätisch fortgezogen.“

den Strom der Zeiten hinunter schweben und Mosly's Namen den spätesten Geschlechtern verkünden.

Als Privatdocent hatte Bürger nicht ohne günstigen Erfolg seine Vorlesungen begonnen. Sein inneres Elend, das durch zunehmende Kränklichkeit noch erhöht und bis zur Schwermuth gesteigert wurde, suchte sich, von einer glücklichen Witterungsgabe geleitet, das ächte Bad der Heilung und Stärkung in der Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie, die er gegen ihre beschränkten, schulmeisterlichen Feinde wacker vertheidigte. Der Tiefsinn seines Meisters riß ihn zu staunender Bewunderung hin; er sah mit Entzücken durch den Riesengeist dieses Denkers das Weltall der Erkenntniß vor sich aufgeschloffen; er fühlte etwas von der bräutlichen Seligkeit der ersten Liebe, als er den Fuß der Weihe von der Wissenschaft empfing, deren göttliche Gestalt von dem Sonnenlichte der ewigen Jugend umschwebt wird. Er begann sich Schätze für die Ewigkeit zu sammeln. Die „Kritik der reinen Vernunft“ wurde sein täglicher Abend- und Morgensegel. Wie eine königliche, breitlaubige Palme, schwebte das Buch über ihm und kühlte das müde Dulderhaupt. Segen, dreifacher Segen über den bleiberen, alten Weisen, daß er den glimmenden Docht des Dichterherzens ansachte und ihm nicht von der

Seite wich bis zum dürftigen, verlassenen Sterbelager! daß er ihn mit dem Bewußtsein der Menschenwürde durchdrang, daß er seinen Willen heiligte und kräftigte, daß er ihn lehrte, die Reigungen unter das eherner, ewige Joch des inneren Gebieters zu beugen!

Indessen war seine körperliche Gesundheit durch die Seelenleiden der schönsten und kräftigsten Lebensjahre völlig untergraben worden. Eine trübselige Stimmung wandelte ihn leicht in einsamen Stunden an und raubte ihm alle Kraft zu geistigen Thaten. Er war nahe daran, sich aufzugeben. Dazu kam denn die Lieblosigkeit, mit welcher man in Göttingen den kranken Dichter behandelte und seinen Ruf durch die elendesten Lästerungen entweichte. Mit der tiefsten Entrüstung eines deutschen Biedermannes bemerkte es Friedrich Leopold von Stolberg, daß Bürger mit Schurken zu thun habe, und forderte ihn auf, als ein zweiter Simson das Philistergesinde der Hannoveraner zu Baaren zu treiben. Als Bürger endlich im Begriffe stand, von daunen zu gehen und den Staub von seinen Füßen zu schütteln, wurde er durch die Ernennung zum außerordentlichen Professor (1789) zurückgehalten. Glücklicher Weise fing sein körperlicher Zustand sich zu bessern an, und er hoffte, den grünen Zweig der Gesundheit wieder erfassen zu können. Er raffte sich auf, um den schändlichen Uebermuth zu beschämen, der ihn zu verhöhnen wagte, als die Schwermuth alle seine Kräfte gefesselt hielt. Mit gestähltem Arme wollte er jetzt die Götterwaffen führen und sich sein Heldenrecht erkämpfen. Ein verjüngender Strom der Lebensfrische schien seine Nerven zu durchfließen, und im neu erwachten Selbstgeföhle rief er begeistert aus: „Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann! \*)“

Die traurige Einsamkeit, worin sich der Dichter befand, die Sehnsucht nach seinen mutterlosen Kindern, die er fremder Pflege anvertrauen mußte, und die unendliche Abhängigkeit seines ganzen Wesens von dem weiblichen Umgange erweckten allmählig den Wunsch in ihm, eine neue Gefährtin seines Lebens zu finden \*\*). Sein Auge sah sich einst an dem rosigen Frühlingsgesichte eines blonden Mädchens fast blind, und lange dürstete er im Stillen nach einem Kusse von seinen Lippen \*\*\*). In solchen Gestalten suchte er seine Molly wieder auf, und jede Aehnlichkeit mit ihr erweckte, wie Alp-

\*) „Vorgefühl der Gesundheit,“ 1789?

\*\*\*) Vgl. das Gedicht: „An F. M., als sie nach London ging.“

\*\*\*\*) „Lied“ 1787?

horntöne, das Heimweh in seinem Herzen. Da fügte es die wunderbare Schickung, daß der Genius des Mannes, den nur die Liebe selig und elend machen konnte, auf eine Probe der seltsamsten Art gestellt wurde. Ein junges Mädchen in Stuttgart, das ihn nur durch sein Bildniß und seine Lieder kannte, drückte seine Reigung zu dem lieblichen Sänger scherzweise in anmuthigen Versen aus, worin es ihm Herz und Hand antrug. Wahrscheinlich \*) ohne ihr Vorwissen wurde das Gedicht in einem öffentlichen Blatte abgedruckt. Bürger, in dem die süßen Schmerzen der Sehnsucht zu erwachen begannen, antwortete in Versen und verlangte Elisens Porträt. Als die erwartete Sendung ankam, winkte ihm der besorgte Genius; aber die entfesselten Naturgewalten verblendeten seinen Sinn. Hestig zitternd empfing er das Packet. Mit ungeduldiger Liebe entsiegelte er es; aber Angst und Schrecken überfielen ihn, als er das schöne Bild einer Brünnetten erblickte. Es war ihm, als schwebte die sanfte, blonde Molly, in aller holdseligen Milde, vor seiner Seele. Als er das Auge wieder auf das Bild zu richten wagte, wurde er durch den feurigen Blick desselben noch mehr zurückgeschreckt. Er warf das Bild und den noch ungelesenen Brief auf den Tisch und eilte in's Freie. Ein Weizenfeld erinnerte ihn an die Zeit, wo er das Lied gedichtet hatte:

„D was in tausend Liebespracht  
Die Gelbe, die ich meine, lacht!“

Er sah Molly wieder, das engelgute Kind mit den blonden Locken und dem sanften Blicke! Und sein gemartertes Herz ergoß sich in Thränen! Jede Kornähre winkte ihm, seinen Ehebund mit dem schwäbischen Dichtermädchen zu schließen. In sein Zimmer zurückgekehrt, las er Elisens Brief und fand ihn so innig, so zart, so liebevoll geschrieben, daß der erste Eindruck wie eine nächtliche Truggestalt zu entschwinden schien. Er betrachtete nun das Bild noch einmal und erblickte ein niedliches, braunes Mädchen, das er schon längst zu kennen, ja zu lieben glaubte. Er träumte und schwärmte sich fortan in diese neue Liebe hinein, er schwelgte wieder in seligen Hoffnungen, wie in den Jahren der rüstigen Manneskraft, der feurigen Begeisterung, obgleich sein Leben wie ein halbverrotteter Stamm, von tausend Wettern durchwüthet, dastand. Von einer ungemeinen

\*) Vgl. Bürger's 3. Brief an M. Ohrmann, 1790. — Ein anderer Brief Bürger's von demselben Jahre.

Liebe hoffte er auch jetzt noch seine vollkommene Wiedergeburt. Ehe er jedoch mit Elisen sich verlobte, beschwor er sie feierlich und heilig, ihr Herz zu prüfen. Den göttlichen Richter und Gesetzgeber in seinem Busen gehorchend, legte er im Namen der heiligen Wahrheit ein treuherzig-rührendes Bekenntniß aller seiner Schwächen ab. Da sie auch jetzt noch bereit war, ihm ihre Hand zu reichen, so eilte er nach Stuttgart. Von dem kleinen, reizenden, munteren Kinde bezaubert, führte er Elisen heim (1790). Auf den Laumel der Bonnemomate folgte die entseßlichste Ernüchterung. Ein eiteles, herzloses, vergnügungsfüchtiges Wesen, dem alle weiblichen Tugenden fehlten, überließ sie den unglückseligen Gemahl sich selbst und seiner Verzweiflung, untergrub seinen schön ausblühenden Glücksstand durch ein leichtsinniges und üppiges Leben und machte ihn durch ihren frechen Umgang mit jüngeren Männern zum Gegenstande des allgemeinen Spottes \*). Als er sie endlich selbst auf der That des Ehebruchs ergriff, war seine namenlose Güte erschöpft; er löste das unglückselige Bündniß durch gerichtliche Scheidung (1792).

Durch die Qualen dieser Ehe war sein Lebensmuth, seine Geisteskraft und seine körperliche Gesundheit auf immer gebrochen. Er hoffte fortan von dem betrügerlichen Dasein dieser Erde nichts mehr und kehrte seine Gedanken am liebsten dem Reiche der Seligen zu, wo seine Molly im Lichtglanze der Verklärung wohnte. Als er einst bis zum Aufgange der Morgenröthe darüber nachsann, wie beispieldlos jenes Kind der Unnatur ihm den freien Eid geschworen und gebrochen habe, erschien ihm die so schnell verblühte Tochter der heiligen Natur. Weinend rief er dem himmlischen Weibe zu: die Hoffnung, sie noch einmal zu finden, habe ihn mit dem Neze der Heuchlerin umstrickt. Aber mit dem süßen, wohlbekannten Tone gab Molly dem Dichter die Antwort: „Wisse, o lieber, blinder Mann, daß ich nirgends, als im Himmel wohne! \*\*“) Der Sänger der Liebe hatte für diese Welt ausgesungen; die zum Tode verwundete Nachtigall senkte das Haupt und verstummte allmählig, während ihr die Brust ausblutete. Nur selten erwachte sie auf kurze Augenblicke, um noch einmal ihre entzückenden Klagetöne erschallen zu lassen, wie in den himmlischen Versen:

\*) Vgl. „Bürger's letztes Manuscript.“

\*\*\*) „Die Erscheinung.“ (1792).

„Trotz der Zeit Despotenallgewalt,  
 fährt Du fort, wie in des Lenzes Tagen,  
 Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen.  
 Aber ach! Aurora hört es kalt,  
 Was ihr Titbons Lippen Goldes sagen. —  
 Herz, ich wollte, du auch würdest alt!“

Auch sein einziger Trost, das freudige Bewußtsein des erfungenen Ruhmes, drohte ihm durch Schiller's einseitige, kalte und fast lieblose Beurtheilung geraubt zu werden (1771). So heftig er sich auch gegen den Ueberlegenen wehrte, so fest er sich den schroffen, idealen Forderungen desselben gegenüber auf seinen ursprünglichen Genius und auf die freien Rechte der Natur stemmte\*\*), er fühlte sich von der Wahrheit, die in jenem Urtheile enthalten war, so tief getroffen, daß er die Halbheit desselben nicht klar erkannte und an sich selbst irre zu werden begann. Seitdem fellte er an seinen Gedichten mit großer Aengstlichkeit, suchte jedem Tadel auszuweichen und es Allen recht zu machen.

Zu diesen geistigen Leiden gesellte sich dann die völlige Verarmung des Dichters, die ihn bei einem hinsiechenden Körper nöthigte, die letzten Ueberreste seiner göttlichen Kraft an elende Uebersetzerarbeiten zu verschwenden. Beinahe von allen seinen Freunden verlassen, schloß er sich in ein enges Zimmer ein, das er nur wenigen Auserwählten öffnete. Seine Stimme wurde heiser, seine Brust leichte, die Schwindsucht ergriff ihn. Dem Tode, seinem Erlöser, sah er ruhig in's Auge. Kant's Ideen erhoben und kühlten seine Seele\*\*\*). Er entschlummerte sanft, am 8ten Juni 1794.

Bürger war ein Mann von schöner und einnehmender Gesichtsbildung; ein offener, grader Sinn und eine unerschöpfliche Gutmüthigkeit sprach aus allen seinen Zügen. Zugleich entdeckte man darin jenen Ausdruck des Träumerschen, der die einseitige Richtung seines ganzen Wesens auf die Poesie des Lebens und der Kunst, die unbeschränkte Oberherrschaft des Gemüthes und die Schwäche seines Willens verräth. In den späteren Jahren zeigte das edle Antlitz die tiefen Spuren des Grammes und Elendes. In seinem ehrlichen blauen

\*) „An das Herz“, 1792.

\*\*) „Der Vogel Urselfst,“ 1792. „Ueber eine Dichterregel des Horaz,“ 1792. Vgl. „Unterschied,“ 1792.

\*\*\*) Vgl. das Gedicht „Freiheit,“ 1793.

Auge fand schon Gleim, als er den Verirrten und Halbverlorenen in Göttingen besuchte, den Spiegel einer offenen, treuen Seele. Sein kräftiger und biegsamer Körper trug, wie ein wohlgestimmtes Saitenspiel, die ungetrübten Töne eines fröhlichen Gemüthes, bis die Hand des Schicksals immer stärkere Mißklänge hineinwarf. Er versank allmählig in eine tiefe Schwermuth, die, nur durch kurze Sonnenblicke unterbrochen, sein Inneres mit immer schwärzeren Schatten umzog. Seine gesellschaftliche Zierde war das Blümchen Wunderhold, das er so reizend besungen hat. Wie es ihm aber an Freiheit und Anmuth in den körperlichen Bewegungen fehlte, so zeigte er sich in der Unterhaltung meistens schüchtern und ohne Gewandtheit der Sprache. Um so mächtiger bewegte er die Herzen, wenn er vorlas. Die Gunst der Frauen gewann er, selbst in späteren Jahren, besonders durch die Süßigkeit, womit er „sein Liederwesen trieb“<sup>\*)</sup>, nur allzu leicht.

Friedrich Leopold Stolberg sprach aus der Seele der besten Menschen, wenn er Bürgers edles und großes Herz rühmte. Sein Ordensstern war der Diamant der Liebe, vor dessen himmlischem Lichte die Flecken seines Charakters beinahe verschwinden. In seiner Wohlthätigkeit ohne Grenzen, voll inniger Theilnahme an dem Schicksale seiner Brüder, übertraf er sich selbst noch durch seine Reilossigkeit und Versöhnlichkeit. Er brach sein Brod mit dem Elenden, der ihn um Vermögen und guten Namen betrogen hatte. Dabei wurde seine Zuversicht auf den Adel des menschlichen Geschlechtes auch durch die bittersten Erfahrungen nicht erschüttert. Vielmehr bewahrte er sich bis an das Ende seines Lebens jene kindliche Arglosigkeit, die es dem Unredlichen so leicht machte, ihn zu hintergehen. Er war nicht bloß, wie er selbst behauptete, zu bequem, er war zu hochherzig, um klug zu sein.

Ueber Alles heilig war ihm die Wahrheit und die Gerechtigkeit; darum ekelte ihn nichts mehr an, als Schmeichelei und Kriecherei. Er war stolz darauf, einen freien Viedersinn zu hegen, kein Dube zu sein, durch nichts ein Dube werden zu können<sup>\*)</sup>. Er schämte sich um Gnadenbrod zu betteln, so lange er sich noch mit einem Gliede ernähren konnte, und wenn ihm endlich auch alle Kräfte versagt

\*) „Bellin“.

\*\*) „Danklied,“ 1772.



hätten, so wäre er muthig genug gewesen, sich aus der Welt hinaus zu hungern \*). Von dieser Gesinnung abzuweichen, konnte sein freies Gemüth ebenso wenig durch die Noth des Lebens, als durch die Bitten und Klagen seines bösen Weibes \*\*) bewogen werden. Das politische Gebiet berührten seine Dichtungen nur selten; so oft es aber geschah, mit der ganzen Hochherzigkeit eines Mannes, der, dem Treiben der Parteien fremd, seine richterlichen Aussprüche nur aus dem Eoder der reinsten Menschlichkeit schöpfte. Von seiner großen Aufrichtigkeit, wie von seiner sittlichen Selbsterkenntniß legen die an Elisen gerichteten Berichte das glänzendste und rührendste Zeugniß ab. Er enthüllte hier seine Schwächen bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Auch Anderen konnte er ihre Fehler mit schonungsloser Offenheit vorhalten. Wo ihm aber eigentliche Schlechtigkeit und wo ihm namentlich Bosheit begegnete, da entlud sich der glühende Zorn seines treuen und biedereren Gemüthes in starken Ausdrücken. Wie das bitterste Schicksal seinen Nacken nicht krümmte, so vermochte es auch die Fibern dieser heiligen Empörung in ihm nicht abzuschwächen.

Obgleich er in den Kreisen des Alltagslebens mit liebenswürdiger Bescheidenheit austrat und Niemanden das Uebergewicht seines Geistes empfinden ließ, obgleich er auf äußerliche Auszeichnungen nicht den geringsten Werth legte und von dem dunkelhaften Künstler-eigensinne vollkommen frei war, so konnte ihn doch der Beifall urtheilsfähiger Männer und feingebildeter Frauen entzücken, und oft erhob sich seine Sprache zu stolzen und kühnen Aeußerungen des Selbstvertrauens \*\*\*). Diese Zuversicht auf die Aechtheit und Ursprünglichkeit seines Dichtergeistes war der stärkendste Balsam für seine Wunden. Der Anblick seiner Lorbeeren konnte ihn oft allein vor der Verzweiflung schützen. Mochte ihm sein mühsam erworbener Ruhm in trüben Stunden als der „Satanengel“ erscheinen, der „sein Glück mit Fäusten schlage †),“ so lächelte er ihn auch wieder

\*) „Mannestropf.“ 1787?

\*\*) Bürgers letztes Manuscript.

\*\*\*) „Danklied.“ 1772. An F. F. Gr. v. Stolberg, Oktober 1776. „Glegle, als Molly sich losreißen wollte.“ 1776—1783. „Für Sie mein Eins und Alles.“ 1784? „Das hohe Lied.“ 1784? „An A. W. Schlegel.“ „Der Vogel Urselfst.“ 1792.

†) In einem Briefe an Stolberg.

in glücklicherer Stimmung mit den seligen Mienen eines himmlischen Geistes an.

Wer sich mit jener Liebe, die allein den Schlüssel der wahren Erkenntniß darbietet, in Bürger's Leben und Schriften versenkt hat, der wird ihm, bei allen seinen Schwächen und Vertheilungen, ein zartes Gefühl für das Sittliche nicht absprechen. Dagegen fehlte es ihm an der männlichen Selbstüberwindung; die Zauber seiner Phantasie lockten ihn allzu leicht in das Netz der Sinnlichkeit. Auch Kant, der sich mit seinem kategorischen Imperativ wie der getreue Eckart vor den Venusberg der Lust stellt, hatte nicht immer Gewalt genug über ihn, um seinen Willen gegen das liebliche Saitenspiel der Reizungen zu stählen. Daraus erklärt sich denn der Wankelmuth unseres Dichters in der Ausführung guter Entschlüsse, seine Nachlässigkeit in Geschäften, denen der Genius grollte, seine Unordnung im Haushalt, seine Verweichlichung gegen die rauhen Seiten des Lebens. Dagegen arbeitete er fleißig, wo ihn die Liebe zur Sache anzog, nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft. Im Genuße von Speisen und Getränken als Mann enthaltsam, blieb er schwach gegen die Verführungen der sinnlichen Liebe. Wie heilig ihm aber die Keuschheit erschien, und wie tief er ihre Entweihung bereute, dafür zeugt der männlich-kühne Hymnus, den er ihr gewidmet hat. Für den Bruch des ehelichen Sacramentes erreichte ihn die Nemesis.

Was nun Bürger's Dichtungen betrifft, so gewähren sie uns nur selten die vollkommen reine und ungetrübte Anschauung seines Genius. Vielmehr fanden wir die Vollendung ihrer Schönheit meistens durch die Einwirkungen eines feindlichen Dämon gestört, der bald die emporfliegende Begeisterung durch Sorgen, Gram und Schwermuth niederbeugt, bald einer zügellosen und niedrigen Sinnlichkeit die Oberherrschaft einräumt, bald unseres Dichters biederen Volkston in eine plumpe Bänkelsängerei verkehrt, bald auch mit selbstmörderischer Grillenhaftigkeit das gesunde Wachstum seiner anmuthigen Gebilde durch den Mißbrauch der Feile niederbrückt. Er selbst empfand es in Stunden des erhobenen Bewußtseins, daß er unter einem günstigeren Gestirne weit großartigere Schöpfungen hervorgebracht haben würde, wie er denn im hohem Liebe die eben so wehmüthigen, als stolzen Worte ausrief:

„Zwar — ich hatt' in Jünglingstagen,  
 Mit beglückter Liebe Kraft  
 Lenkend meinen Kämpferwagen,  
 Hundert mit Gesang geschlagen,  
 Tausende mit Wissenschaft;  
 Doch des Herzens Loos zu darben  
 Und der Gram, der mich verzehrt,  
 Hatten Trieb und Kraft zerstört;  
 Meiner Palmen Keime starben,  
 Eines mildern Lenzes werth“.

Der Entfaltung seiner großartigen Gaben stand, nächst seinen fitlichen Schwächen, vorzüglich der Mangel an gründlicher Wissenschaftlichkeit entgegen. Es fehlte ihm die Männlichkeit des Denkens, das ernste Ringen nach einer tieferen Weltansicht. Auch zur Kantischen Lehre verhielt er sich nur empfangend, nicht fortschaffend, und nirgends erweckte sie in ihm den wissenschaftlichen Tiefinn. Daher bewegten sich auch die Betrachtungen, die er über seine Kunst anstellte, um Aeußerlichkeiten, und die wenigen Grundsätze, auf die er sie zurückführen wollte, sind verworren und dürftig. Seine fahlen Abhandlungen entschädigen die Mühe des Studiums nicht einmal durch geistreiche Einfälle und erweckende Gedankenblitze. Die Beschäftigung mit den Meisterwerken alter und neuer Poesie, die er schon auf der Hochschule begann, ging an seiner wissenschaftlichen Bildung fast spurlos vorüber. Doch konnte der treue und unverbrossene Fleiß, den er der Uebersetzung Homer's widmete, nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf seine dichterischen Schöpfungen bleiben.

Ueber seine vorzüglicheren Gedichte finden wir vor Allem eine unnachahmliche, bezaubernde Anmuth hingehaucht, in der ihn vielleicht nur Göthe hinter sich zurückließ. Diese Anmuth liegt hauptsächlich in dem reizenden Spiele der Farben und in der Musik der Verse. Wie vom Schmelzeln und Rosen der Liebe erweckt, scheint der Gesang des Dichters oft ihre süßesten Geheimnisse auszuplaudern. Seine Bilder sind dann wie von der maiblichen Gluth der jugendlichen Wangen angeröthet, und ihre holde Verwirrung scheint von einem zarten, weiblichen Finger künstlich geordnet zu sein. Aber nicht bloß der überschwengliche Drang der Liebe, nicht bloß die unendliche Erregbarkeit der Sinne, auch eine deutsche Herzengüte ohne Gleichen weben an dieser Grazie. Mitleid, Biederinn und Mannestreu begeben uns hier in den holdseligsten Gesichten. Wenn wir etwige

Strophen des „hohen Liebes“ ausnehmen, die auch das feinste und verwöhnteste Ohr durch den weichen und zugleich majestätischen Wellengang der Melodien entzücken können, so hat er die musikalische Fülle unserer Sprache am meisten in seinen Sonetten erschöpft. Durch den schönsten Wechsel der volltönenden Vocale eignet er sich hier die gesangreiche Sprache der Italiäner und Spanier an, die er sich schon in seiner „Nachtfeier der Venus“ zum Ziel gesetzt hatte. Jeder Laut ist hier wie aus der tiefsten Brust gezogen, jeder Laut jubelt das Weltall eines auch im Orme seligen Herzens aus. Der letzte Nachtigallgesang „an das Herz“ durchschmettert mit der Riesengewalt der Töne noch einmal die dunkeln Gebirge seines hintrauernden Daseins. Die Grazie vollendet sich hier, indem sie mit der Erhabenheit sich zum Himmel emporschwingt.

Ein dunkler Trieb, diese Anmuth, die durch so manche fremdartige Einwirkung seines Charakters entstellt wurde, zu befreien und zu vollenden, gab ihm die unermülichste Feile in die Hand. Er wollte durch achtsames Belauschen auch der kleinsten Verstöße gegen Sprache und Versbau die rauhen Stellen abglätten, die doch das Gepräge seiner persönlichen Eigenheit waren. Er hätte die Feile weniger an seine Verse und mehr an seinen inneren Menschen legen sollen. Doch wirkte die Strenge seiner äußerlichen Ausbesserungen nicht immer erkaltend auf die Begeisterung ein; vielmehr wußte er das Feuer für seine Gedichte oft sehr lange in sich zu hüten und bei Umgestaltungen von Neuem zu erwecken. Daß er freilich manches zarte und liebliche Bild durch seine Aengstlichkeit, besonders in den späteren Jahren, verdarb, hat A. W. v. Schlegel in seiner berühmten Beurtheilung treffend nachgewiesen.

Eine oft widerliche Störung erfährt die Anmuth seiner Poesie durch den von ihm befolgten Grundsatz der Volksmäßigkeit oder Popularität. Indem er die halbe und gefährliche Ansicht aus Herder schöpfte, der Dichter solle, von allen Fesseln der Nachahmung und des Herkommens frei, sich ausschließlich der Natur unterwerfen und allein aus ihrer Quelle seinen Stoff, seine Anregung und Begeisterung holen, so verletzte er die heiligen Rechte der Idee, von der die Natur hervorgebracht ist, um ihr „als spiegelhaltende Sclavin“ zu dienen, um von ihr verklärt und als Sternbild an ihren Himmel versetzt zu werden. Wie er sein Leben den trüglischen und schwankenden Gewalten des Naturgeistes anvertraute und dadurch die fin-

heren Mächte des Verderbens heraufbeschwor, wie ihm hier der lichte Polarstern des Ewigen nur dämmernd aufging, so blieb auch seine Dichtung ein Spiel der natürlichen Laune, Stimmung und Leidenschaft und ermangelte jener ehernen ideellen Festigkeit, die einem Dichter allein den Stempel der Größe aufprägt. Mit jenem einseitigen Festhalten der Natürlichkeit hing nun bei Bürger der Grundsatz der Popularität auf's Innigste zusammen. Er glaubte, um die wahre, durch Ueberbildung verloren gegangene Natur wiederzuentdecken, müsse man auf den Urgrund des allgemeinen Volksbewußtseins zurückgehen, und verfiel durch diese Ansicht in dieselben und in noch größere Irrthümer, wie Herder in seiner ersten Periode. Nach den verworrenen Andeutungen, die er hierüber in seinen weitschweifigen Abhandlungen gibt, soll die Poesie wohl von Gelehrten, aber für das Volk hervorgebracht werden. Die Popularität ist ihm das Siegel der künstlerischen Vollendung, Volkspoesie die einzige wahre Poesie. Nur schwach und nicht ohne Widersprüche erläuterte er diesen Begriff, indem er z. B. den Wunsch ausdrückte, mit seinen Liedern den Meisten oder doch den Edeln aus allen Kreisen des Volkes zu gefallen. Volksdichter sind nach seiner Ansicht alle großen Dichter, namentlich Homer, Ossian und Shakspeare, gewesen. Durch Popularität, meint er, solle die Dichtung wieder zum lebendigen Odem werden, zum Odem Gottes, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweghe. Am nächsten kommt Bürger der Wahrheit an solchen Stellen, wo er den Genius des Volkes als die Orakelstimme der Dichtung ahnungsvoll andeutet und das Volksthümliche gradezu als das Rationale bezeichnet. Dieß ist allerdings der heilige Urgrund, auf dem alle Dichtung stehen, und aus dem sie sich entwickeln soll. Aber der Nation zu Gehör, oder mit Beachtung des Eindruckes, den ein Werk in ihr hervorbringt, zu reden, ist unter der Würde des Künstlers, der nur dem Gotte in seiner Brust und dem Areopag der Wissenschaft zu gehorchen hat. Daher besteht auch die Seligkeit des Künstlers nicht in dem Zusaußen der Nation, sondern, wie Bürger selbst sagt, in der Selbstbefriedigung, die aus der möglichsten Annäherung an sein Ideal entspringt.

---

Wie man übrigens diese Bürgerischen Lehrsätze auch immer auslegen mag, in der praktischen Anwendung haben sie seinen Gedächtnen unendlich geschadet. Die hohe Feinheit und Zartheit der wirklichen

und ursprünglichen Volkslieder, die unendliche Innerlichkeit ihrer Empfindungen bei der größten Anspruchslosigkeit der Form, das rasche, dramatische Leben ihrer Erzählung und vor Allem ihre kindliche Keuschheit entging ihm ganz und gar. Fast ohne allen geschichtlichen Zusammenhang mit diesen Vorbildern, erschuf er sich eine künstliche Volksthümlichkeit, die hauptsächlich in der Abstumpfung oder Vernichtung des Idealen, in dem Hervordrängen derber Sinnlichkeit und selbst in einer plumpen Poffenreißerei ihre Auszeichnung suchte. Er bildete sich eine Art studentischer Commentsprache, ein Bierpatois aus, von dessen rauhem Vasse natürlich die zarten Grazien nur zu oft hinweggeschleucht wurden. Mit den heisern Kneiptionen eines bemosten Hauptes besingt er den Wein in seinem „Zechliede“. Er gießt die Gaben des Bacchus als ächtes Del auf die Verstandeslampe; aber in anderen Zungen spricht er nicht eher, als wenn er seinen lieben Leib weidlich vollgeschlungen hat. Man weiß es recht wohl, daß unmäßiges Schlingen und Saufen nicht zu Bürger's Untugenden gehörten; aber in der Poesie meinte er, darin der Popularität zu Liebe, ein Uebriges thun zu müssen. Anderwärts, wie in der „Frau Schnipps“, glaubt man ihn auf dem Jahrmarkt, vor dem grünen, rothbemalten Wachsstuche stehen zu sehen und, während er unter höchst populärem Schnaken mit dem Stocke hinausdeutet, die bekannte Orgelmelodie gehen zu hören. Für den gemeinsten Janhagel ist aber die Prinzessin Europa gedichtet, in welcher der Mythus wirklich den Höferweibern und Eckensternern verständlich und handgreiflich gemacht wird. Nur die größte theoretische Verwirrung macht es begreiflich, daß Bürger solche Gemeinheiten in die Sammlung seiner Werke aufnehmen konnte. Wir wollen auf diese Flecken in seinem Dichterbilde die eigenen Worte Bürger's anwenden:

„Was Flecken war, vermodert;  
Nur der Simmelsfunke lodert  
Einß, geläutert, zur Verberrlichung!“

Hat man Wieland's Verirrungen damit entschuldigt, daß man sie nicht seinem Charakter und Leben, sondern einem verkehrten Geschmacke zur Last legte, so gilt dies, wenn auch in geringerem Grade, von Bürger. Seine ganz individuellen Liebesgedichte liefern den Beweis, daß er zu tief und edel empfinden konnte, um einer eigentlichen Gemeinheit im Leben fähig zu sein. Damit soll ihm jedoch der Besitz der wahrhaft sittlichen Grazie keineswegs zugestanden

werden, obgleich es ihm an einzelnen, trefflichen Elementen derselben nicht fehlte. Wer möchte die Spuren derselben in der deutschen Diederkeit verkennen, womit er seinem ehrlichen Großvater die letzten Ehren erweist, oder in dem „braven Manne“, wo ihm das reine Menschenherz so hoch und himmlisch, wie dem Bauer unter dem Rittel schlägt, oder in der „Männerkeuschheit“, wo er mit Riesengewalt sich seiner Willensschwäche entrafft, und in der stahlharten Sprache der Jugend, wie in einer Rüstung gegen alle Geister des Abgrundes, einhererschreitet? Oder in seiner „Abeline“, die er mit der andächtig-vollen Verehrung eines Petrarca zum Altare des Herrn begleitet? Oder in seiner „Gabriele“, diesem kleinen, aber wunderlieblichen Bilde einer Mädchenschönheit, die ihren Reiz dem Himmel entlehnt hat und gleich der gebenedeiten Gottesmutter in unendlicher Zuversicht des ewigen Willens gewärtig ist?

Freilich müssen diese einzelnen, herrlichen Lichtspuren immer wieder vor der sinnlichen Grundrichtung verschwinden, die gleich einer dunkeln, elektrischen Wolke sein Genienbild unlagert. Daher denn auch jener Druck der Unfreiheit, der so manche seiner Dichtungen belastet. Die Seele, die sich danach sehnt, durch die begeisterte Schöpfung des Künstlers von den peinigenden Forderungen der Natur erlöst zu werden und das Natürliche im Geiste wiedergeboren zu sehen, findet sich getäuscht, indem der Stachel der Begierden nur scharfer in ihr gereizt wird. Auch um die edleren Dichtungen Bürger's schwebt ein verlockender Duft der Sinnlichkeit, der den emporstrebenden Gedanken der Freiheit niederzwingen und wie in den Gärten der Lothophagen festbannen will. Sie drohen uns in den Glauben einzuwiegen, der Mensch erreiche seine Bestimmung nicht, ohne die Früchte der irdischen Lust gekostet zu haben. Erst in seinen späteren Jahren erkannte es Bürger\*) als die wesentliche Aufgabe des Dichters, die ästhetischen Ideen möglichst mit den sittlichen zu verschmelzen. Wie weit er aber auch jetzt noch davon entfernt war, diesen Grundsatz ernstlich durchzuführen, beweist seine „Königin von Solfonda“, zur Genüge. Da man im Allgemeinen von ihm behaupten darf, daß er die vollkommene Weihe der Idee niemals empfangen habe, so muß man ihm auch den dauernden Besitz der künstlerischen Würde und Erhabenheit abstreiten. Es fehlte ihm hierzu

\*) Zu einem Briefe an seinen Neffen Adolph Müllner.

das männliche Wurzeln in sich selbst, das zuversichtliche Festhalten an den unveräußerlichen Lebensgütern, der unbeugsame Muth eines durch Selbstbeherrschung gestählten Geistes. Nur selten betrachtete er das Wechselspiel des Lebens von der Höhe des weltüberwindenden Gedankens. So trägt auch seine Religiosität, bei aller Kindlichkeit und Zutraulichkeit, bei aller Wärme und Innigkeit des Gemüthes, fast nirgends ein höheres Gepräge an sich. Den Gedichten, die ihm von der Frömmigkeit eingegeben wurden, fehlt die leichte, ätherische Schwinge, die den Staub des Irdischen von sich abschüttelt und zum reinen Lichtquell hinangetragen wird. Noch weniger gelang es der Philosophie, seinen Dichtergeist mit dem Bewußtsein der Unendlichkeit zu durchbringen und mit Ideen des ewigen Lebens zu befruchten. Ihre stärkende und erhebende Einwirkung beschränkte sich auf die ersten Anregungen, auf den Vorgesmack der Wahrheit. Zum verjüngenden und reinigenden Elemente seines künstlerischen Schaffens wurde sie nicht. Sie äußerte sich nur in fahlen Sinngedichten, ohne hier die herkömmlichen Gedanken und Ausdrücke der Kantischen Schule zu überfliegen.

Die Seite des Erhabenen, zu der wir noch die bedeutendsten Anlagen bei ihm finden, ist das Tragische, wie es namentlich in seinen elegischen Dichtungen hervortritt. Die mächtige, ja furchtbare Gluth seiner Leidenschaften riß ihn hier oft über die gemüthliche Raietät seiner Dichternatur weit hinaus und öffnete tiefere Abgründe der Anschauung und Empfindung. In der „Elegie, als Mollv sich losreißen wollte“, vermag er es nicht länger, sein hochempörtes Herz im Zaume zu halten; er gönnt ihm vielmehr den letzten Trost, seine Qualen auszuschreien. Wie der Qualm des höllischen Feuers, steigen die furchtbarsten Gedanken in ihm auf und pressen ihm alle Eingeweide zusammen. In der entsetzlichen Verzweiflung wird er sogar an der Güte seines Schöpfers irre und ruft ein verwegenes Wort aus, das unwillkürlich an Günther erinnert:

„Dient dem Gott ein Mensch zum Spiele  
Wie des Buben Hand der Wurm?“

Doch nimmt er sich rasch wieder zusammen und vernichtet die voreilige Rede durch die darauf folgenden Zeilen:

„Nimmerniehr! Dieß nur zu wähnen,  
Wäre Hochverrath an ihm.“

Die Betrachtungen, die er sodann über die unwiderstehliche Ra-



turgewalt seiner Liebe und über den feindseligen Gegensatz derselben zu den heiligsten Verpflichtungen anstellt, sind durchaus von tragischem Gehalte. Wenn auch der Dichter hier, wie in dem ganzen Gedichte, fast nur auf dem Boden der natürlichen Empfindung stehen bleibt, und die wahrhaft ideale Verklärung derselben nicht erreicht, so finden wir doch durch die unendliche Erschütterung seines Gemüthes, wie durch ein fruchtbares Gewitter, alle Knospen der Poesie in ihm geöffnet und seine Sprache von einem höheren Anhauche durchweht. Zur freieren Schönheit aber zeigt sich das Tragische seiner Stimmung und Weltansicht herausgebildet in dem „hohen Liebe“, das er in wehmüthiger Rückerinnerung an die Einzige und zugleich mit der bewußten Absicht, ihr ein Denkmal der Verherrlichung zu setzen, hervorbrachte. Daher gibt er seiner Geliebten hier eine weit geistigere Gestalt, als vorher; sie wird ihm zur „Adonid-Urania“, die mit der Milde des Himmels, nach dem Ebenbilde Gottes waltet; ihr klares, himmelblaues Auge spricht so „heilig“ sein: „Vertraue meinem Himmelsfinne!“, sie verklärt sich zum „Wesen aus dem Göttersaale“, sie weht ihn als von Gott gehauchter Lebensgeist an. Er glaubt, ein Gottesseher könne, wenn sein entzücktes Seelenauge in die besseren Welten schaue, das Herz nicht höher und unaussprechlicher beglückt fühlen, als er durch ihren endlich errungenen Besitz. Er hebt in ihrem verklärten Bilde die Sittensanmuth, die Wahrheit und Güte, die fromme Unschuld hervor. „Löne wie vom Himmel“ sprechen ihm Lobsal und Segen aus ihren Lippen zu. Indem er sich noch einmal ihre ganze Herrlichkeit vergegenwärtigt, erwacht in ihm die Erinnerung an die furchtbaren Kämpfe, die er um ihretwillen zu bestehen hatte. Er preßt die wilde Verzweiflung, die ihn damals oft erfaßte, in starke und fühne Worte zusammen, aber mit der Freiheit eines Dulders, dessen Leidensgeschichte, wenn auch schmerzlich, geendet ist. Allmählig streift er sogar die Fesseln des Orames völlig von sich ab und taucht sein Herz, wie in den reinsten Aether, in den Gedanken jenes unsterblichen Augenblickes, wo er das himmlische Wesen zum Altare führte. Seine Sprache rauscht nun immer prächtiger, stolzer und männlicher dahin, wie „im Waffenklange dessen, der den Python schlug“. In den „Sonetten“ verwandelt sich die tragische Stimmung des Dichters in die süßeste Wehmuth. Die kranke Brust, die nur der Gesang zu fühlen vermag, ergießt sich hier in einen goldenen, glänzenden

Strom der Klageklänge. Weniger mächtig und rein spricht sich der tragische Geist in den erzählenden Dichtungen aus. In der „Lenore“ durchweht er vorzüglich die ersten Strophen, wo die Leidenschaft der Liebe mit ihrem Gegenstande das Licht des Weltalls erlöschen sieht und ohne ihn selbst die Seligkeit des Himmels verschmäht, wo sie bis zur Lästerung Gottes fortschreitet und dadurch die Strafe der ewigen Gerechtigkeit auf sich herabrast. Die tiefste Tragik des Mitleids aber findet ihren Ausdruck in der „Pfarrers Tochter von Lauenbain“, wo uns der ganze Jammer der Menschheit überfällt.

Was nun die Welt der wirklichen Gegenstände betrifft, durch welche sich die Schöpferkraft unsers Dichters angezogen und begeistert fühlte, so haben wir vorzugsweise die Ursprünglichkeit, die Treue und Innigkeit seines Natursinnes hervorzuheben. Eine reizend-frische und goldige Helle ist über viele seiner Bilder ausgegossen; aus anderen wehen uns die geheimsten Schauer des Grauens und Entsetzens an. Auch der Ausdruck seiner Empfindungen und Gedanken ist mit Anschauungen des Naturlebens geschwängert; das Geistige nimmt bei ihm unwillkürlich die Gestalt der Sinnlichkeit an, und seine Sprache ist reich an markigen, schöpferischen Symbolen, in welchen die Einwirkung Shakespeares unverkennbar hervortritt. Daß aber der geistige Gehalt bei ihm nicht sowohl zur beherrschenden und umschaffenden Seele der Naturbilder wurde, als vielmehr in denselben sich verlor und von ihnen herniedergezogen wurde, findet seine vollkommene Begründung in der ganzen Eigenthümlichkeit des Dichters, die beständig der Entfesselung der Naturgewalten zustrebte, und in seinen verkehrten, vorzüglich aus den Jugendschriften Herders geschöpften ästhetischen Grundsätzen.

Eine brütende Frühlingswärme erweckt alle Knospen und Blätter in der „Nachtfeier der Venus“, und durchathmet dieses reizende Bild mit berausenden Düften. Auch das herzige, trauliche „Winterlied“, dessen glockenhelle Stimme mit heimisch-deutscher Empfindung zu unserm Gemüthe spricht, ist ganz von dem Geiste der Natur eingegeben. Mehr noch, als diese zarten und lieblichen Bilder, gelingt dem Dichter die Darstellung des Kräftigen und Kernhaften, das die Natur uns darbietet, z. B. in dem hochfinnigen Gedichte: „die Männerkeuschheit“, dessen stahlharte Sprache der Ausdruck seines mannhaft-geprägten Selbstgefühles ist.

Die verschiedenartigsten Naturklänge vereinigen sich aber in sei-

nen Balladen. Der Darstellung des Schauerlichen wurde bei uns durch die „Lenore“ erst eigentlich die Bahn gebrochen, obgleich es nicht geleugnet werden kann, daß dem Dichter in dieser Erzählung weniger die leisen, feinen und geisterhaften Striche, als die berben und kühnen Grundfarben der Phantasie zu Gebote stehen. Bedeutender noch, als hier, treten die Naturbilder, bei größerer Rauheit des Colorits, im „wilden Jäger“ hervor. In der „Pfarrers Tochter von Taubenhain“ hat schon A. W. v. Schlegel mit Recht die erste Strophe wegen des darin ausgedrückten poetischen Geheimnisses bewundert. Durch die Worte:

„Da flüstert und stöhnt's so ängstlich;  
Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,  
Wie gegen den Falken die Taube“ —

wird uns hier wie in einer ahnungsvollen Ouvertüre schon die ganze Welt der Dichtung angedeutet und auf eine wunderbare Weise das ängstliche Widerstreben der jungfräulichen Unschuld gemalt, die, von der ausgehängten Angel des Verführers fast unwillkürlich fortgezogen, in den Strudel eines namenlosen Elendes hinabsinkt. Hier finden wir die wahre Unendlichkeit der romantischen Symbolik. Mit reicher Fülle der Sinnlichkeit und mit magisch unheimlichem Farbenspiel wird in demselben Gedichte die Verführung dargestellt, und auf eine ebenso unheimliche, als anschauliche Weise treten sodann die Umwandlungen der Natur in Beziehung zu den wachsenden Folgen der Verführung. Man begleitet mit banger Sorge und klopfendem Herzen den Stufengang der Jahreszeiten und fühlt durch die reizenden Bilder, welche das näher und näher heranschreitende Schicksal ankündigen, den bitteren Schmerz des Mitleids nur verdoppelt.

Was nun insbesondere die Darstellung der menschlichen Gestalt betrifft, so verweilte Bürger, als Dichter der Liebe, vorzugsweise bei den Bildern weiblicher Schönheit und Anmuth. Eine vorwiegende Neigung, die gesunde Sinnlichkeit in Formen, Blick und Wesen der heiteren Mädchennatur zu veranschaulichen, ist gleich anfangs in seiner dichterischen Entwicklung nicht zu verkennen. Daß es ihm übrigens schon in den früheren Zeiten, bevor seine Liebe sich durch die bittersten Leiden verklärt hatte, nicht völlig fremd war, die sinnliche Anschauung der weiblichen Natur in den reinen Glanz der Idealität zu erheben, beweiset seine „Gabriele“, die er im Frühjahr 1772 dichtete:

„O wie schön ist Gabriele,  
 O wie schön, au Seel' und Leib!  
 Dexters abndet meiner Seele,  
 Diese sei kein Erdenweib.  
 Fast verklärt, wie Himmelsbräute,  
 Ist sie fehllos ganz und gar.  
 Heiliger und schöner war  
 Nur die Hochgebenedeite,  
 Die den Heiland uns gebar“.

Ueber die lieblichste und reichste Morgenblüthe der jungfräulichen Schönheit ist hier der Schmelz einer engelgleichen Unschuld und Ruhe hingeathmet. Die Knospe einer überschwänglich süßen und seligen Lebenspoesie schließt sich vor unseren Blicken auf. Ein geheimnißvolles Morgenroth winkt uns in ein fernes Land, wo die Blumen des Entzückens nie verblühen. Dabei ist jeder Zug, jeder Hauch des Gemäldes den Linien und Strichen einer wirklichen Gestalt nachgezeichnet.

Eine ähnliche Verschmelzung des Irdischen und Ueberirdischen finden wir in dem Bilde „Abelinen's“, das der Dichter schon im Januar 1770 entwarf. Wenn er sie zu dem Tische des Herrn wandeln sah und die Gottesbraut in ihr zu sehen glaubte, so entschwand ihm alles Vertrauen, so bedte seine Liebe vor ihr zurück. Sah er sie jedoch im Kreise des alltäglichen Lebens frei und heiter sich bewegen, so wagte seine Liebe sich wieder zu ihr heran.

Schon wir von diesen rafaellischen Episoden in der Jugendgeschichte unseres Dichters ab, so finden wir ihn dem heiteren Behagen an der gefunden Fülle jungfräulicher Schönheit hingegeben. Wo sich die Wieland'sche Faunsnatur nicht eindringt, wie in der „Stugetändelei“, im „Dörschen“, in den „beiden Liebenden“, in der „Europa“, u. s. w., da malt er sich mit zutraulicher, oft mit berber Herzlichkeit die anmuthigen Mädchengestalten aus, wie es ihm eben der Natursinn eingibt. In der „Holden, die ich meine“, mischt er alle Farben des Naturlebens, um ein Abbild für die holdseligste Gestalt zu treffen, die fortan als ein unüberwindliches Gestirn über seinem Leben herrschen sollte. Seine Bilder sind hier überaus einfach, volksthümlich und ländlich. Der Genius legt alle Blitze der Erhabenheit nieder, um sich mit kindlicher Freude in das blumige, reizende Mädchenbild zu versenken, das ihm eine verschwenderische Fülle der Jugend entgegenathmet. Die Naturbilder werden der

holdseligen Gestalt nicht als ein Schmuckwerk von Vergleichen und Symbolen beigegeben, sondern sie erscheinen wirklich als Duft und Blüthe der Gestalt selbst. Sie, und nur sie spannt den lichten Himmel vor den trunkenen Augen des Dichters aus; nur aus ihrem Antlitz winkt ihm die sanfte Lieblichkeit der Mandelblüthe, das leise bewegte Halmengold entgegen, nur von ihren Lippen vernimmt er die Flötenmelodie der Nachtigall und Lerche. Noch in seiner tragischen Liebesperiode bewahrte er sich den munteren und neckischen Sinn, der ihm das anmuthige Liebchen: „der Liebeszauber“ eingab. Wie ein rothwangiges, gesundes Bauernmädchen lacht uns dieses Gedicht mit allem Reiz der naiven Schelmerei aus blauen, treuerhigen Augen an. Der Dichter zeigt sich hier als Meister in der von Lessing im Laokoon empfohlenen Kunst, seine Gestalten nicht sowohl durch unmittelbare Darstellung, als durch Wirkungen und Beziehungen zu malen.

In den Gedichten an Molly, die einen vorherrschend tragischen Grundzug erhalten haben, sehen wir die eigentlich plastische Darstellung der Gestalt verschwinden und in dem Meere der Louwelt untergehen, die durch den Sturm der Leidenschaft zu mächtig wogenden Brandungen aufgeregert wird. Dies gilt besonders von der „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“, die wir als einen vollkommen unfreien Naturlaut bezeichnen müssen. Im „hohen Liebe von der Einzigen“ dagegen, welches nach dem Verluste Molly's entstand und von dem Dichter lange und sorgfältig ausgefeilt wurde, stellte sich die tiefe Wehmuth den Gegenstand ihrer untergegangenen Seligkeit zur ruhigen Betrachtung gegenüber. Es war ihm Bedürfnis und einziger Trost, das unendlich theure Bild sich in möglichster Anschaulichkeit auszumalen und seinen Erinnerungen dadurch einen festen Umriss zu geben. So markig er aber auch die Farben auftragen mochte, so wurden sie doch nicht selten durch seine Thränen wieder verwischt. Auch verschwanden die einzelnen Züge unter der Einwirkung des erhabenen Grundtones, der sich dieser Dichtung bemächtigte. Dazu kam die Schwierigkeit des von ihm gewählten Versmaßes, das mit spanischer Zierlichkeit und Pracht einhererschreitet, und das Streben, die Sprache in die volltönendste Musik umzuwandeln, wodurch die Plastik der Darstellung beeinträchtigt werden mußte. Dennoch betrachten wir dieses Lied als die wichtigste Enthüllung, die uns der Dichter von Molly's Gestalt und Eigen-

thümlichkeit gegeben hat, und mehr noch als die einzelnen Farben ihres Bildes, die uns hier entgegenstrahlen, offenbart uns der leisere Hauch, die verborgene Seele, wovon diese Dichtung durchathmet wird, das innerste Wesen ihres Gegenstandes. Molly ist der weibliche Pan, der in allen Blättern und Blumen, Strahlen und Klängen dieser Dichtung webt und waltet. Man fühlt es, daß oft der leiseste Anhauch der Sprache, der feinste Duft, der über einer Wortblume liegt, nur von ihr eingegeben sein kann. Hier sind Verse, die dem Dichter nur von den Mienen einer Molly zugelächelt, nur von ihren Liebesfugungen abgeschmeichelt werden konnten. Die späteren Sonette, die das wunderbare Bild in immer reinere Aetherlüfte der Verklärung erheben, können als Fortsetzungen und Ergänzungen des hohen Liebes betrachtet werden. Auch „das Blümchen Wunderhold“ vergegenwärtigt uns die magische Bescheidenheit und weiblich-reizende Stille der Geliebten.

Was nun die Stellung betrifft, welche Bürger zu den herrschenden Genien und sittlichen Mächten des Menschenlebens einnimmt, so haben wir seiner Liebespoesie schon hinlängliche Erwähnung gethan und ihn ganz eigentlich als einen Dichter der Liebe bezeichnet. Er darf in dieser Beziehung an die Pforte unserer neueren Literatur gestellt werden, insofern er diese Gattung der Poesie auf die Wahrschaffigkeit und Nothwendigkeit der innerlichsten Gemüthswelt zurückführte. Dieß ist auch ein ganz wesentlicher Grund, warum seine Schöpfungen mit einem freieren und reicheren Schönheitsglanze umgeben sind, als die eines Klopstock, Lessing und Wieland. Er hat den Reizen der Liebe erst den wahren, unwiderstehlichen Zauber der Kunst entlehnt und ist in dieser Hinsicht als Göthe's Vorgänger zu betrachten. -- Seine Liebesdichtungen bewegen sich bald in einer vollkommen abstrakten Sinnlichkeit, bald in einer geistigen Entzückung, die ihn, wenn auch höchst selten, über das endliche Dasein emporhebt, bald endlich entspringen sie der einheitlichen Tiefe und Lebensfülle des Herzens und feiern die magische Vermählung der Seele mit der Sinnlichkeit. Unter den Gedichten dieser letzteren Gattung lassen sich wieder drei Abstufungen unterscheiden. Einmal nämlich verweilt der Sänger in seiner gemüthlichen, unentzweiten Naivetät und singt sein munteres Lied mit dem leichten Frohsinne eines Vogels, der in den Zweigen wohnt. Sodann aber nimmt er, vorzüglich in seinen Gedichten an Molly, die ganze Tragik des Liebes Schmerzes mit ihren

rührendsten und erschütterndsten Tönen in den Kreis der Dichtung auf und entfesselt alle Dämonen des leidenschaftlich aufgewühlten Gemüthes. Wenn hierdurch, wie Schiller sagt, seine Stimmung auch wohl zur Furie gesteigert werden kann, so ist es doch der Ausbruch des namenlosen Schmerzes, der mit der Kraft des Blitzes den Schooß der tieferen Poesie in ihm aufreißt und befruchtet. Unter Qual und Elend errang er sich jene machtvollere und kühnere Sprache, worin er alle seine Vorgänger weit übertraf, und nur aus den geschlossenen Wunden einer zerrissenen Brust konnten nachher die Nachtigallentöne seiner „Sonette“ und seines „hohen Liebes“ hervorquellen. Nur der Lavarinde, womit der rasende Vulkan die Auen überströmte, konnten jene Blumen von wunderbarer Zartheit entsprossen, die seine späteren Liedergaben schmückten. Als Vorboten dieser tragischen Entzweiung können die sanft und innig-gesungenen Romanzenlieder: „Schön Suschen“ und „des armen Suschens Traum“ betrachtet werden. Im „Liebeskranken“ ergießt sich wehmuthsvoll und weich die hoffnungslose Liebe, die keine Rettung mehr kennt, als den Tod an den süßen Lippen der Geliebten. Auch in der „Umarmung“ wünscht sich der Dichter nur noch in dem Kusse wollustvoller Trunkenheit zu sterben, und löset seinen unaussprechlichen Schmerz in dem Gedanken auf, in vereintem Hauche mit ihrer Seele zu den Gefilden der unzerstörbaren Wonne zu entschweben. Dagegen braust der Sturm seiner Leidenschaften, vom wildesten Dämon der Verzweiflung aufgejagt, durch die zerrissenen Saiten seiner Leier in der „Eglegle, als Molly sich losreißen wollte“, dahin. Milder und ruhiger fließen seine Töne in „Molly's Werth“, und das Gedicht „an die kalten Vernünftler“ versichert in schmerzlichen, aber nachdrucksvollen Lauten die unwiderstehliche Naturgewalt der Liebe. Auch in einzelnen Erzählungen, z. B. in der „Lenore“ und im „Graf Walthar“, wird der tragische Abgrund der Liebe tief aufgeregt. Auf der dritten Stufe der concreten Herzensliebe und auf dem Gipfel der Bürgerischen Poesie überhaupt finden wir die späteren Dichtungen, in welchen die ideale Verklärung seiner „Gabriele“ wiederkehrt und der beschwichtigte Trennungsschmerz in den süßesten Lauten klagender, aber edel-gefaßter Erinnerung hinschmilzt. Hier wird ihm die Geliebte zur Egerla der wahren Dichtung, die ihm in vertraulichen Zwiegesprächen das Geheimniß der ewigen Schönheit offenbart und gleich der dämmernden Götter die Rosenpforten einer unzerstörbaren Herrlich-

keit vor seinen begeisterten Blicken aufschließt. So finden wir das „hohe Lied“ und mehr noch die schönsten seiner Sonette in das glorreichste Licht des Auferstehungsmorgens eingetaucht. Wir sehen schon den Regenbogen des Friedens aus dem düsteren Gewölke des Erbschicksales hervortreten, und der geflügelte Götterbote scheint zu nahen, um dem Dichter seine Befreiung anzukündigen.

Weniger, als der Genius der Liebe, lächelten unseren Dichter die Genien der Gefeelligkeit an. Seine unklaren Begriffe von der dichterischen Popularität verleiteten ihn, die Saiten der socialen Poesie allzutief herunter zu spannen und sich in einen Ton des unedeln Humors hinein zu fingen. Er opferte dem Weingotte nicht, wie Anakreon und Horaz, im festlichen Schmucke des Rosen- und Myrthenkranzes und brachte ihm noch weniger, wie Hafiz, aus der goldhellen Schaal eines Prophetengeistes, der die Welt überwunden hat, seine Spenden dar, sondern suchte beinahe das Gedrüll der vom Bacchus bethörten Lapithen und Centauren nachzuahmen. In dem blinkenden Golde der Reben perlte ihm nicht die Begeisterung zu göttlichen Gedanken, die das Herz, frei und selig, über das nichtige und treulose Weltgewimmel erheben. Vielmehr zog ihn der sinnliche Rausch erst recht auf die Erdschollen herunter und hielt ihn daran fest.

Dagegen schwoll unserem Dichter eine mächtige und kühne Ader für den Hochgesang der Freiheit. Seine Freiheitsgedichte waren unmittelbare Ergüsse der reinsten Menschlichkeit, die keine Unterdrückung, keine Tyrannei neben sich ertragen konnte. So eiferte er namentlich in gerechter Empörung gegen die Parforcejagden der Fürsten und Junker, die, „um verruchter Lust zu fröhnen, nicht Schöpfer, noch Geschöpf verschonen“! Er gab dem Bauer die kräftigen Worte an seinen durchlauchtigen Tyrannen in den Mund: „Wer bist Du, Fürst, daß ohne Scheu zerrollen mich Dein Wagenrad, zer schlagen darf Dein Ross? Wer bist Du, Fürst, daß in mein Fleisch Dein Freund, Dein Jagdhund, ungebläut darf Klau' und Rachen haun? Wer bist Du, daß durch Saat und Forst das Hurrah Deiner Jagd mich treibt, entathmet, wie das Wild? — die Saat, so Deine Jagd zertritt, was Ross, und Hund, und Du verschlingst, das Brod, Du Fürst, ist mein. Du, Fürst, hast nicht, bei Egg' und Pflug, hast nicht den Erndtetag durchschwitz. Mein, mein ist Fleiß und Brod! — Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott? Gott spendet Segen aus; Du



raubst! Du nicht von Gott, Tyrann"! In den „Todten“ ergriff der Dichter den von Klopstock so häufig und mit so mächtiger Begeisterung, ja mit wahrer Classicität behandelten Gegenstand; er zog die sittliche Berechtigung des Krieges und die Ansprüche der im Kampfe Gebliebenen auf Lorbeer und Nachruhm vor seinen poetischen Richterstuhl. Hier nimmt seine Sprache die mächtigsten und kühnsten Töne zusammen und brauset, Alles vor sich niederwerfend, wie ein Orkan daher.

Bürger's religiöse Gedichte tragen im Allgemeinen den Charakter eines schlichten, treuherzigen Gottvertrauens an sich, das über den Kreis der volkstümlichen, verständigen Klarheit nicht hinausstrebt, und das Gebiet der mystischen Auffassung unberührt läßt. In diesem Geiste ist namentlich das „Danklied“ und die Erzählung: „Sanct Stephan“ gedichtet. In jenem dankt der Dichter seinem Gotte für die Gaben der Liebe und des Weines, für die Erzeugnisse des Gartens, des Forstes und der Trift, für Indiens Gewürze und selbst für „Saba's Bohnen“, für Gesundheit, Lebenskraft und frohen Muth, für den schöpferischen Dichtergeist und für die Fähigkeit, den Irrthum von der Wahrheit zu sondern, endlich für den freien Verstand, der sein Herz vor niedrigen Thaten bewahrt. „Sanct Stephan“ ist mit der unnachahmlichen Grazie eines harmlos-frömmen Gemüthes vorgetragen, das jeder Sylbe seine hohe Einfachheit einhaucht und in sein Innerstes wie durch den hellsten Krystall sehen läßt. „Adeline“ und namentlich „Gabriele“ öffnen uns dagegen den Himmel einer Raffaelischen Verklärung, und das Gedicht „an Agathe“ geht mit zartfühlender Empfänglichkeit auf den süßen Trost ein, den ein verwundetes Frauengemüth aus den heiligen Anschauungen des jenseitigen Lebens schöpft.

Daß unser Dichter ein lebendiges Gefühl für das Rechte, Sittliche und Gute in sich trug, haben wir bereits an mehreren Stellen nachgewiesen. In manchen seiner Gedichte hat er nun die bestimmte Absicht, einem sittlichen Zwecke zu dienen und für die Verwirklichung desselben zu begeistern. So preist er in den feurigsten und erhabensten Worten die „Männerkeuschheit“, so stellt er in der „Kuh“ und namentlich im „braven Manne“ seinen Lesern ermunternde Vorbilder des uneigennütigen und aufopfernden Sinnes auf. Der „herzliche Biederton“, womit er dieß thut, beweiset uns untrüglich, daß er nicht abstract moralisirte, sondern daß er in seinen Idealen die eigene

Treuerzigkeit und Güte abspiegelte, und daß ihn auch für solche Tugenden, die er bei dem Vorwalten seiner sinnlichen Natur nicht erreichen konnte, die heiligste Ehrfurcht durchglühte. Da ihm Wahrhaftigkeit als erstes Gesetz des Lebens galt, so vermochte er nicht, sich auch nur dadurch in den Augen der Welt zu erheben, daß er sich für sittliche Aufgaben begeistert zeigte, die er nicht selbst seinem Willen gesetzt hatte. Es war ihm gewiß der heiligste Ernst um die Bewältigung seiner Begierden, als er die „Männerkeuschheit“ dichtete. — Als die eigentliche Krone der Gedichte, in welchen er das Heiligthum der höheren Menschennatur verherrlicht, haben wir „die Elemente“ zu betrachten. Er bezeichnet hier den Menschen als den Sohn der ewigen Liebe, die das Band und die Lebenswurzel der ganzen Schöpfung sei, und fragt ihn, ob das Feuer seines Ursprunges ihn noch durchglühe, ob die Liebesflamme noch, gleich den Himmelskerzen, in seinem Busen lodere, ob seine Rede, sein Gesang ein Widerhall der Herzensliebe sei, ob er wie der Frühling Segen und Sonne um sich her verbreite, ob er den Hungernden speise und die Blößen des Nackenden bedecke. Die darauf folgenden Zeilen, die ihm der Geist des Apostels auf die Feuerzunge legt, sind ein Canon der wahren Menschenhoheit und bezeichnen den einzigen Maßstab, nach dem wir endgiltig beurtheilt werden können:

„O du! O du! der das nicht kann,  
 Du Bastard du! was bist du dann? —  
 Und wärst du mächtig, schön und reich,  
 Dem Salomo an Weisheit gleich,  
 Und hättest gar mit Engelzungen  
 Zur Welt geredet und gesungen;  
 Du Bastard, der nicht lieben kann?  
 Was bist du ohne Liebe dann? —  
 Ein todter Klumpen ist dein Herz;  
 Du bist ein eitelstöhnend Erz;  
 Bist leerer Klingklang einer Schelle,  
 Und Losen einer Wasserwelle.“

Worms.

Dr. Zimmermann.